



1924-07-20

Schweizer Novellistik

Blanche Kübeck

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240720&seite=18&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Kübeck, Blanche, "Schweizer Novellistik" (1924). *Essays*. 605.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/605

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Schweizer Novellistik.

(Heinrich *Federer*: „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden.“ 1924.
Grottesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Von *Blanche Kübeck*.

Mancher frische Bergstrom ist seit Jahrhunderten dem deutschen Geistesleben aus der Schweiz zugeflossen. Scharfer Wirklichkeitssinn, gepaart mit Phantasie, bürgerliche Nüchternheit und Romantik, naturvolle Kraft und zugleich oft die filigranartige Pinselführung eines klösterlichen Illuministen, all dies Heterogene in feinsten Mischungsverhältnissen gestaltet die Seele der Schweizer Dichter für uns immer wieder zu einem fesselnden Problem. Dabei webt etwas Besonderes, nur Einmaliges darin, das sich nicht in Schlagwort und Formel pressen läßt.

Von eigenem Reiz ist es zu erspüren, inwieweit der Schweizer Heinrich *Federer* in seiner Novellensammlung „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden“ seinen Vorgängern verwandt und selbst wieder ein Eigener und Besonderer ist. Aus der quälenden Kompliziertheit unserer Tage heraus führte den Dichter eine übermächtige Sehnsucht in abseitige Gebiete jenseits des Gotthardt zu ungekünstelten, naiven und adeligen Urweltmenschen hin. Wieder gut und einfach, wieder wahr, frei und natürlich werden ist die große Kunst, wie *Federer* sie begreift, ist das Gottnahe, Hohe und Gesunde.

Ueber das Bergehöcker Mittelitaliens wandert der Dichter im tiefen Winter mitten in den Apennin, die klassisch geformte Wildnis der Abruzzen hinein, an silbernen Bächen vorbei und bronzen schimmernden Höhen, in die golden-heitere, geruhige franziskanische Landschaft, wo, an die Felsen geklebt, Dorfstädtchen und Klöster aus dunkelm Baumgrün lugen, Winkel, in denen uralte Historie und Mythe webt, die Luft von den Erinnerungen an antike Römer, an Päpste, deutsche Kaiser, Feldherrn, Heilige und Künstler vibriert, Dante noch als der „Stille, Düstere“ lebt und Michelangelo als der „Alte mit dem Hammer“, oder die grauen, legendenhaften, sibyllinischen Berge aufsteigen, da und dort ein Stück blauer Meeresweite grüßt.

Federer ist kein Landschafts-, sondern ein Menschensucher und auch die Landschaft wird ihm immer wieder zu einem großen menschlichen Symbol. Am Reisigfeuer in der feierlichen Gebirgsnacht, bei hartem Ziegenkäse, dampfender Polenta, aus dem im alttestamentlichen Lederschlauch gereichten Weine, auf Plätzen, in blaukühle Bergschatten getaucht, vor einem rätselhaften verwischten Fresko, einer Inschrift oder Grabplatte in Kirche und Kapelle, im Rathause, Ristorante, beim Barbier und Zeitungsverkäufer, im Verkehr mit Dorfpfarrern, Kleinbürgern, fröhlichen Bettlern, Sindacos und Hirten schlürft er in der Wahrhaftigkeit jeder Minute und Stunde den Vollgenuß des Seins, raunen Geschichten um ihn, Legenden und Sagen, die ihm aus dem Munde des Volkes erklingen, aus alten Chroniken, aus Wolke, Steinen und Erde entgegenwachsen.

Dante, von unendlichem Heimweh erfaßt, siech und fröstelnd, bricht noch einmal nach seiner Vaterstadt auf. In Fignola am Monte Giove, wo Giotto's noch unvollendeter Marmorturm von Florenz zu ihm herüberlächelt, versinkt vor dem lebensfremden Literaten und Politiker mit der Hellsichtigkeit der Sterbenden all sein bisheriges Schaffen und Dichten vor der Einfalt und Poesie des Gewöhnlichen, der Hirtenmutter Risotta mit ihren zwölf Kindern, die mit ihrem prachtvollen gesunden Menschentum ihm wie die Weltmutter selbst erscheint, die Stammutter des Geschlechtes, das Neuitalien herausführen wird.

Bei der knisternden Flamme in tiefdunkler Nacht murmelt der Jüngling Thieco wie im Traume die Geschichte des Briganten Alonzo Brigone vor sich hin. Von Brigone erzählt er und seinem heldenmütigen Gefängnis und Tod mit ihm teilenden Weibe Rufa, von Brigone, einem der ritterlichen, den gewaltig verheerenden Sturzbächen dieser Berge gleichenden Edelräuber, von ihm, der, wie mit dreifachem Sensenhieb die Luft durchschneidend, sein „*senza, senza, senza cuore*“ frech hinaussingt und dessen verwirktes Leben im Gefängnis von Norcia dann in eitel Liebe und Güte dahinschmilzt.

Immer steht bei diesen Dichtern aus dem Lande der großen Naturbedrohungen, die sich gewiß auch in Holbeins während der Baseler Zeit entstandenem „Totentanz“ irgendwie spiegeln, Thanatos gleich neben Eros. So sprechen bei Federer Alonzo und Rufa im Kerker von Scharlach des Henkers wie Kinder, die an gefährlichen Dingen herumfingern. Man glaubt Kellers verliebten Landvogt von Greifensee zu sehen, der von ganz besonderen Lebensströmen durchschauert wird, da die Großmutter das Tödlein in die zitternde Hand nimmt, während das Elfenbein ein wenig klingelte und klapperte. Die Melancholie, die Keller besang und die trotz allem Farbenjubiläum aus manchen Bildern Böcklins seltsam heraufstößt, umflügelt Heinrich Federer auf seinen Pfaden, die voll verheißender Einsamkeiten waren, auf denen man weder das Pferdgetrappel der Deligenzen, noch das Rattern der Automobile hörte, und wenn der sternglitzernde „Mantel des Weltschweigens“ sich um ihn schlägt, tastet er sich als echter Schweizer Eigenbrötler zu seiner Seele in stummer Zwiesprache hin.

Dann wieder lacht die heilige Risola – ein kunstloseres Gegenstück zum „Tanzlegendchen“ – bald klingelnd gleich silbernen Schellen, bald trillernd wie Lerchengezwitscher, bald tief und süß wie die mittlere Pfeife der großen Orgel alle Engel vom Himmel herab und alle Teufel in die finsternen Abgründe des von der Wintersonne tiefgelb vergoldeten Gran Sasso-Gekuppes hinein.

Da wird ein großer mittelalterlicher Bruderzwist zwischen den Benoni und Quatri geschildert – wie Ghibellinen und Guelfen, wie Donati und Cerchi, eine jener vielen tönenden Namen, worin der Haß sich verkleidet. „Die Sonne spritzt noch einige letzte messerscharfe rote Blutstrahlen beim Abendgottesdienst über die Häupter der beiden feindlichen Parteien hin.“ Andere „Bianchi“ und „Neri“, stehen sich die Kinder der Todfeinde gegenüber, blond wie reifendes Korn mit dunkelloderndem Auge das Mädchen, pechschwarz mit stahlblauen Augen der Knabe. Es berührt wie eine Variation zu Kellers Seldwyler Geschichte. Bei einsamer nächtlicher Kirchenwacht, umlauert vom Unheimlichen wie von tausend drohenden Augen finden sich die beiden trotzigen Kinder wie zitternde Vögel sonder Brunst und Trieb, nur im schon geahnten großen Mitleid mit sich und dem uns in Ewigkeit zu Leid und Lust verschwisterten Menschen zueinander. An dem alchymistischen Gelehrten Aldo Aldi, dem von Zweifeln zerrissenen Priester, vollzieht sich das Wunder von Boldena. Wie blendende Helle kommt es über die im Banne ihres flinken bösen Blutes in nutzlosen Kämpfen sich zerfleischende Gemeinde: „Schweigen ist groß. Es müssen auch solche sein, die schweigen und bluten für sich und die anderen. Das sind die Großen, das sind die Erlöser, das sind die Heldenheilande der Welt. Und wenn sie nichts tun als bluten, so ist dies mehr als Kreuzfahren und Zepterschwingen.“

In der weiten Marmorkühle des Domes von Orvieto, dieses gotischen Wunders, dessen von Mosaiken glitzernde Wimperge und spitzenartige Fialen in den weichen lichtblauen Himmel Umbriens hinauffingen, trifft man, erzählt Federer, so einen prachtvollen braunroten saftigen Gewaltkerl mit zündenden Blicken wie den bei Adua zum Krüppel geschossenen Razzio Massi, der erklärt die Dämonen auf dem Fresko Luca Signorellis, all jene steifen, steinigen Gesichter, die sich nicht erbarmen, weil sie sich nicht erbarmen können. Sie gleichen den Schwarzen Meneliks im lehmgelben afrikanischen Sande.

Doch der Erzengel Gabriel ist wie jener Leutnant, der mit jedem gegen Westen gesandten Rauchwölkchen aus der Zigarre das Paradiso der Hoffnung in die Seelen der Soldaten haucht, denn „es geht vorüber, *un momentino*, es geht alles vorüber“. Und der heiße Nursianer, dem sie Amselsang die Lieder Brigones aus dessen Gefängnis zufliegen, stirbt in einem Augenaufschlage dreimal: Einmal vor Liebe, einmal vor Haß und dann doch wieder noch einmal vor Liebe, welche die große Erlöserin des Menschen von der Erde ist.

Voll lieber, stiller Heimlichkeiten, innerem Funkeln und Leuchten ist dieses unlaute Buch in einer Sprache, die oft fast zu trunkenem Gestammel wird, dann immer mächtiger dahinströmt.

Die Schweiz hat bisher keine Dichter hervorgebracht, die weltumwälzende Kräfte bedeuten; aber jeder von ihnen ist ein eigener heller Klang, eine Natur. Etwas vom Leuchten des Firneschnees lebt im Auge K. F. Meyers. „*Niente di piu rosso che sangue*“ singt der Bandit Allonzo Brigone. „*Niente di piu puro che sangue*“ fügen wir hinzu, wenn wir diese Blätter aus der Hand legen.

Schweizer Novellistik.

(Heinrich Federer: „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden.“ 1924. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Von **Bianche Klübedt.**

Mancher frische Bergstrom ist seit Jahrhunderten dem deutschen Geistesleben aus der Schweiz zugeflossen. Scharfer Wirklichkeitsinn, gepaart mit Phantasie, bürgerliche Mächtigkeits- und Romantik, naturvolle Kraft und zugleich oft die filigranartige Fingelführung eines klösterlichen Illuministen, all dies Heterogene in feinsten Mischungsverhältnissen gestaltet die Seele der Schweizer Dichter für uns immer wieder zu einem fesselnden Problem. Dabei webt etwas Besonderes, nur Einmaliges darin, das sich nicht in Schlagwort und Formel pressen läßt.

Von eigenem Reiz ist es zu erspüren, inwieweit der Schweizer Heinrich Federer in seiner Novellensammlung „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden“ seinen Vorgängern verwandt und selbst wieder ein Eigener und Besonderer ist. Aus der qualenden Kompliziertheit unserer Tage heraus führte den Dichter eine übermächtige Sehnsucht in abseitige Gebiete jenseits des Gotthardt zu ungekünstelten, naiven und adeligen Urweltmenschen hin. Wieder gut und einfach, wieder wahr, frei und natürlich werden ist die große Kunst, wie Federer sie begreift, ist das Gottnahe, Hohe und Gesunde.

Ueber das Berggehöcker Mittelitaliens wandert der Dichter im tiefen Winter mitten in den Apennin, die klassisch geformte Wildnis der Abruzzen hinein, an silbernen Bächen vorbei und bronzen schimmernden Höhen, in die golden-heitere, geruhige franziskanische Landschaft, wo, an die Felsen geklebt, Dorfstädtchen und Klöster aus dunkeln Baumgrüngen, Winkel, in denen uralte Historie und Mythe webt, die Lust von den Erinnerungen an antike Römer, an Päpste, deutsche Kaiser, Feldherrn, Heilige und Künstler vibriert, Dante noch als der „Stille, Düstere“ lebt und Michelangelo als der „Alte mit dem Hammer“, oder die grauen, legendenhaften, sibyllinischen Berge aufsteigen, da und dort ein Stück blauer Meeresweite grüßt.

Federer ist kein Landschafts-, sondern ein Menschenfischer und auch die Landschaft wird ihm immer wieder zu einem großen menschlichen Symbol. Am Heiligfeuer in der feierlichen Gebirgsnacht, bei hartem Riegenkäse, dampfender Polenta, aus dem im alttestamentlichen Lederschlauch gereichten Weine, auf Plätzen, in blaukühle Bergschatten getaucht, vor einem rätselhaften verwischten Fresko, einer Inschrift oder Grabplatte in Kirche und Kapelle, im Rathaus, Ristorante, beim Barbier und Zeitungsverkäufer, im Verkehr mit Dorfpfarrern, Kleinbürgern, fröhlichen Bettlern, Eindacos und Hirten schlürft er in der Wahrhaftigkeit jeder Minute und Stunde den Vollgenuss des Seins, räumen Geschichten um ihn, Legenden und Sagen, die ihm aus dem Munde des Volkes erklingen, aus alten Chroniken, aus Wolke, Steinen und Erde entgegenwachsen.

Dante, von unendlichem Heimweh erfasst, scheidet sich und fröstelt, bricht noch einmal nach seiner Vaterstadt auf. In Fignola am Monte G.ve, wo Giotto's noch unvollendeter Marmorturm von Florenz zu ihm herüberlächelt, versinkt vor dem lebensfremden Literaten und Politiker mit der Heiligkeit der Sterbenden all sein bisheriges Schaffen und Dichten vor der Einfachheit und Poesie des Gewöhnlichen, der Girtumutter Risotta mit ihren zwölf Kindern, die mit ihrem prachtvollen gesunden Menschentum ihm wie die Weltmutter selbst erscheint, die Stammutter des Geschlechtes, das Neutralität heraufführen wird.

Bei der knisternden Flamme in tiefdunkler Nacht murmelt der Jüngling Thieco wie im Traume die Geschichte des Priganten Alonzo Brigone vor sich hin. Von Brigone erzählt er und seinem heldenmütigen, Gefängnis und Tod mit ihm teilenden Weibe Rusa, von Brigone, einem der ritterlichen, den gewaltig verheerenden Sturzbächen dieser

Berge gleichenden Edelräuber, von ihm, der, wie mit dreifachem Sensenhieb die Luft durchschneidend, sein „senza, senza, senza cuore“ frech hinausjagt und dessen verwirktes Leben im Gefängnis von Roccia dann in eitel Liebe und Güte dahinschmilzt.

Immer steht bei diesen Dichtern aus dem Lande der großen Naturbedrohungen, die sich gewiß auch in Holbeins während der Baseler Zeit entstandenem „Totentanz“ irgendwie spiegeln, Thanatos gleich neben Eros. So sprechen bei Federer Alonzo und Rusa im Kerker vom Scharlach des Henkers wie Kinder, die an gefährlichen Dingen herumfingern. Man glaubt Kellers verliebten Landvoigt von Greifensee zu sehen, der von ganz besonderen Lebensströmen durchschauert wird, da die Großmutter das Tödlein in die zitternde Hand nimmt, während das Eisenbein ein wenig klingelte und klapperte. Die Melancholie, die Keller besang und die trotz allem Farbenjubiläum aus manchen Bildern Böcklins seltsam herauströnt, umflügelt Heinrich Federer auf seinen Pfaden, die voll verheißender Einsamkeiten waren, auf denen man weder das Herdegetrappel der Deligenzen, noch das Rattern der Automobile hörte, und wenn der sternglühende „Mantel des Weltschweigens“ sich um ihn schlägt, tastet er sich als echter Schweizer Eigenbrötler zu seiner Seele in stummer Zwiegespräche hin.

Dann wieder lacht die heilige Risola — ein kunstloseres Gegenstück zum „Tanzlegendchen“ — bald klingelnd gleich silbernen Schellen, bald trillernd wie Lerchengewitscher, bald tief und süß wie die mittlere Pfeife der großen Orgel alle Engel vom Himmel herab und alle Teufel in die finsternen Abgründe des von der Winterjonne tiefgelb vergoldeten Gran Sasso-Schuppens hinein.

Da wird ein großer mittelalterlicher Bruderkampf zwischen den Benoni und Quatri geschildert — wie Gibellinen und Guelfen, wie Donati und Cerchi, eine jener vielen tönenden Namen, worin der Haß sich verkleidet. „Die Sonne spritzt noch einige letzte messerscharfe rote Blutstrahlen beim Abendgottesdienst über die Häupter der beiden feindlichen Parteien hin.“ Andere „Bianchi“ und „Neri“, stehen sich die Kinder der Todfeinde gegenüber, blond wie reifendes Korn mit dunkeloberndem Auge das Mädchen, pechschwarz mit stahlblauen Augen der Knabe. Es berührt wie eine Variation zu Kellers Selbwylter Geschichte. Bei einsamer nächtlicher Kirchenwacht, unlauert vom Unheimlichen wie von tausend drohenden Augen finden sich die

beiden trotigen Kinder wie zitternde Vögel sonder Brust und Trieb, nur im schon geahnten großen Mitleid mit sich und dem uns in Ewigkeit zu Leid und Lust verschwisterten Menschen zueinander. An dem alchymistischen Gelehrten Aldo Albi, dem von Zweifeln zerrissenen Priester, vollzieht sich das Wunder von Boldena. Wie blendende Helle kommt es über die im Panne ihres flinken bösen Blutes in nutzlosen Kämpfen sich zersplittende Gemeinde: „Schweigen ist groß. Es müssen auch solche sein, die schweigen und bluten für sich und die anderen. Das sind die Großen, das sind die Erlöser, das sind die Heldenheilige der Welt. Und wenn sie nichts tun als bluten, so ist dies mehr als Kreuzfahren und Zepferschwingen.“

In der weiten Marmorhöhle des Domes von Orvieto, dieses gotischen Wunders, dessen von Mosaiken glühende Wimperge und spitzenteilige Kialen in den weichen lichtblauen Himmel Umbriens hinaussingen, trifft man, erzählt Federer, so einen prachtvollen braunroten fastigen Gewaltkerl mit zündenden Blicken wie den bei Adua zum Krüppel geschossenen Razio Rassi. Der erklärt die Dämonen auf dem Fresko Luca Signorellis, all jene steifen, steinigen Gesichter, die sich nicht erbarmen, weil sie sich nicht erbarmen können. Sie gleichen den Schwarzen Meneliks im lehmgelben afrikanischen Sande. Doch der Erzengel Gabriel ist wie jener Leutnant, der mit jedem gegen Weste gesandten Rauchwölchlein aus der Zigarre das Paradies der Hoffnung in die Seelen der Soldaten haucht, denn „es geht vorüber, un momentino, es geht alles vorüber“. Und der heiße Kurjaner, dem wie Amfelsang die Lieder Brigones aus dessen Gefängnis zusliegen, stirbt in einem Augenaufschlage dreimal: Einmal vor Liebe, einmal vor Haß und dann doch wieder noch einmal vor Liebe, welche die große Erlöserin des Menschen von der Erde ist.

Voll lieber, stiller Heimlichkeiten, innerem Funkeln und Leuchten ist dieses unlaute Buch in einer Sprache, die oft fast zu trunkenem Gestammel wird, dann immer mächtiger dahinströmt.

Die Schweiz hat bisher keine Dichter hervorgebracht, die weltumwälzende Kräfte bedeuten; aber jeder von ihnen ist ein eigener heller Klang, eine Natur. Etwas vom Leuchten des Firnischnees lebt im Auge H. F. Meyers. „Niente di piu rosso che sangue“ singt der Bandit Alonzo Brigone. „Niente di piu puro che sangue“ fügen wir hinzu, wenn wir diese Blätter aus der Hand legen.